

Die Feuerlöschordnung.

Von W. R.

Sie hatte 42 lange Paragraphen und den kurzen Titel „Feuerlöschordnung“. Sie lag im Aktenschränkchen unter anderen Akten und Papieren, und das war gut so. Denn ihre nähere Besichtigung brachte regelmäßig Unglück. Eigentlich sollte jeder Beamte eines hochweisen Magistrats zu Schilde sein auswendig kennen, und jeder hatte auch durch Namensunterschrift bekräftigt, daß er sie kenne. Aber wirklich nur a u s wendig! Ein einziger Beamter hatte versucht, sich den Inhalt anzueignen; als er jedoch nach vierzehn Tagen sich endlich durch zwei Paragraphen hindurchgekämpft hatte, da legte man ihm eine Zwangsjacke an. Er phantasierte in einem Fort, er müsse das Feuer benachrichtigen, daß die Beamten ausgebrochen seien, und wollte alle Akten und wertvolle Gegenstände in Säcke packen, zum Schluß den Bürgermeister.

Seitdem rubte die Feuerlöschordnung in dem Aktenschränkchen, wohlbewahrt wie ein Heiligtum. Nur zweimal im Jahre wurde sie allem Volk gezeigt, soweit es beim Schilder-Magistrat in Lohn und Brot stand. Man staunte sie an, bestaunte von neuem, daß man sie konnte, und deutete dabei leise das Nachwächterlied: Jeder bewachte sein Feuer und Licht, Daß im Rathaus kein Schandgeschick. Lobt Gott den Herrn!

Aber einmal mußte das Gebot nicht. Es war gerade an einem schönen Sommer Sonntag, und im ganzen Rathaus war nur ein Beamter mit einem Bureau diener.

Der Bureau diener sah das Feuer zuerst. Aber er lief deswegen nicht schneller; denn das war nicht in seiner Dienstordnung vorgeschrieben. Gemessenen Schrittes ging er in das Bureau, in dem er seinen Vorgesetzten vermutete; denn er selbst hatte nicht das Recht, selbständig Schritte zu tun. Da der Beamte nicht anwesend war, so wartete der Diener. Er hielt sich nicht für berechtigt, alle Räume des großen Hauses zu durchstreifen. Nachdem er aber eine halbe Stunde vergeblich gewartet hatte, machte er sich doch auf die Suche. Nach längerem Hin- und Hergehen hörte er plötzlich aus einem verschwiegenen Raum regelmäßiges Schnarchen zu sich dringen.

Obgleich ihm sein Vorgesetzter einmal gesagt hatte: Denken Sie nicht; wenn Sie denken, machen Sie nur Dummdheiten, so konnte er diesmal sein Denkgelächte doch nicht lassen und überlegte: „Darf ich mich an diesem Ort, wo mein Vorgesetzter Mensch ist wie ich, bemerkbar machen oder nicht? Und wenn ja — wie?“

Nach längerer Ueberlegung räusperte er sich, erst leise, dann lauter — den Schläfer störte nicht. Jetzt wagte der Diener es sogar, anzuklopfen. Nach mehrmaligem Anklopfen hörten die Schnarchstöße auf, und der Untergebene hielt diesen Zeitpunkt für geeignet zum Verschwinden. Er begab sich in das Bureau zurück, wo nach zehn Minuten auch sein Vorgesetzter eintrat, um die vorchriftsmäßige Meldung entgegenzunehmen, daß Feuer ausgebrochen sei.

„Feuer?“ wiederholte der Beamte und wurde blaß. „Großes Feuer?“

„Nein, es brannte nur erst wenig, als ich es bemerkte; ich hielt mich aber nicht bereit, es allein zu löschen, weil dadurch der Tatbestand hätte verdunkelt werden können.“

„Sie haben gut daran getan. Ich werde mich gleichfalls hüten, mir die Finger zu verbrennen. Die Feuerlöschordnung schreibt vor...“

Holen Sie mir doch die Ordnung dort aus dem Aktenschränkchen heraus, ich werde genau nach Vorschrift verfahren.“

Der Bote ging, wurde aber auf seinem Wege aufgehalten durch die Frage: „Zunächst — wo ist das Feuer?“

„Im Zimmer 161 — Herr Stadtrat Dr. Weise.“

„Wie lange brennt es schon?“

„Seit 3 Uhr vermute ich.“

„Jetzt ist es 10 Minuten über vier. So, jetzt können Sie mir die Löschordnung holen, dann wollen wir in ein Bureau gehen, das weiter ab liegt vom Feuer.“

„Feuerlöschordnung,“ las der Beamte, „vom Jahre 1896, berichtigt und auf dem Laufenden erhalten durch H. Reinold, Magistrats-Bureau-Assistent (237 Berichtigungen).“

Die ersten drei Paragraphen verboten den Beamten das Rauchen, das Bewerfen von brennenden Streichhölzern usw. In vierten Paragraphen hieß es: „Zunächst ist der Herr Bürgermeister zu benachrichtigen.“

„Dummburg,“ sagte der Sekretär, „gehen Sie nach § 4 der Feuerlöschordnung zunächst in die Wohnung des Herrn Bürgermeisters und benachrichtigen Sie ihn.“

Während Dummburg ging, las der Beamte weiter und fand im 7. Paragraphen, daß zu allen Akten die Feuerlöschordnung anzuheften sei. Da die Weisung dem Bürgermeister unterhandelt, so konnte er natürlich nicht vor ihm oder mit ihm im § 4 erwähnt werden. Der Beamte irrtete sich, daß Dummburg...

W. R., 3. März, 1917.

berg halb zurückkommen werde und es dann immer noch Zeit sei, die Feuerlöschordnung zu benachrichtigen, da das Rathaus ja sehr groß war und nicht so schnell völlig abrennen konnte. Er las also weiter.

„Weiter hat sofort ein Bote zum Kastellan zu gehen, der die Feuer der Zentralheizung zu löschen hat.“

Der Beamte überlegte: Der Kastellan stand nur im Range eines höheren Dieners, es ging also nicht an, daß er selbst zu ihm ging. Dummburg würde ja bald zurückkommen, der konnte gehen.

„Des Weiteren ist sofort der Beleuchtungsmeister aufzufordern, die Gasleitung abzustellen. Dann sind der Rastier- und der Rembrandt der Stadthauptkasse durch besondere Boten aufzufordern, sich mit den Schlüssel einzufinden.“

Diese beiden gehörten zu seinen Vorgesetzten; zu ihnen hätte er also selbst gehen können. Aber erstens war jetzt keine Besuchszeit, und zweitens hieß es in einem weiteren Paragraphen, daß bis zum Eintreffen des Herrn Bürgermeisters der rangälteste Beamte die nötigen Anordnungen zu treffen habe. Er durfte unmöglich den Platz verlassen, auf den ihn das Vertrauen der Behörde gestellt hatte. Wer sollte dann überhaupt Anordnungen treffen? Nein, er war hier unabschließlich und mußte unbedingt Dummburgs Rückkunft abwarten.

Nach dieser Unterbrechung las er weiter, wen er noch alles zu benachrichtigen, was zunächst und was zu allernächst zu retten hatte. Als er beim § 33 war, mußte er wieder eine Pause machen, Dummburg war zurückgekommen.

„Der Herr Bürgermeister ist nicht zu Hause. Sein Dienstmädchen will's ihm gleich sagen, sobald er zurückkommt. Die Feuerlöschordnung kommt auch schon; ein Schusterjunge hat's gemeldet. Die ganze Stadt ist auf den Beinen.“

„Schön, Dummburg. Jetzt gehen Sie zunächst...“

Zu der Sekretär vollendete den Satz nicht. Häftig blätterte er in der Löschordnung, er hatte vergessen, wer nun der „Nächste“ und wer der „Allernächste“ war.

„... also zunächst zum Kastellan; er soll die Feuer der Zentralheizung löschen.“

Dummburg drückte noch etwas nach. „Na, was stehen Sie denn noch? Ich meine, wir dürfen nichts übersehen, wir müssen alles tun, um der Ausbreitung des Feuers entgegenzuwirken.“

„Aber die Heizung geht ja im Sommer nicht.“

„Ob sie geht oder nicht — Dummburg, hier steht's, und ich muß tun, was vorgeschrieben ist; man könnte mich sonst haftbar machen für den entstandenen Schaden.“

Dummburg ging, und der Sekretär las weiter.

Im letzten Paragraphen hieß es: „Sofort nach Ausbruch des Feuers sind die Hydranten in Tätigkeit zu setzen. Ueberhaupt haben die Beamten bis zum Eintreffen des Herrn Bürgermeisters und der Feuerlöschordnung alle Zwoedienliche zu tun.“

Hydranten befinden sich... Hier folgte eine genaue Angabe der Orte.

„Wenn Dummburg kommt,“ überlegte der Sekretär, „muß er sofort unter meiner Leitung alles Zwoedienliche tun und die Hydranten in Tätigkeit setzen.“

Aber Dummburg kam nicht. Das Rathaus stand in hellen Flammen. Von allen Seiten rühten Flöckchen heran und gaben Wisser; jedoch es war zu spät. Immer wüthender griffen die Flammen um sich, nichts konnte gerettet werden. Selbst in das „weit abgelegene“ Zimmer drang schon der Rauch. Der Beamte stand an seinem Pult, las noch einmal durch, wen er nun vor allen Dingen zu benachrichtigen hätte, und wunderte sich, daß Dummburg nicht kam.

Statt seiner kamen die Flammen. Sie standen nicht still wie Dummburg, sie schwiegen auch nicht; sie rühten näher und zischten und fauchten. Der Qualm und die Hitze waren wahrhaft unerträglich; sie reigten zum Husten, sie raubten den Atem...

... alles Zwoedienliche zu tun,“ las der Beamte noch einmal, ehe die Flammen gierig ihre Arme nach ihm ausstreckten. Zwoedienliche! Wenn er selbst sich auch nicht mehr retten konnte, die Feuerlöschordnung mußte gerettet werden. Wie sollen sonst seine Kollegen bei einer zweiten Feuersbrunst wissen, was zwoedienlich war, wer zu benachrichtigen und was zu retten war! Und mit einer letzten gewaltigen Anstrengung warf er die Feuerlöschordnung aus dem Fenster auf den Marktplatz. Dann sank er nieder, und die Flammen lachten statt seiner nun alles „Zwoedienliche“.

„Unverfroren.“ — Hausfrau (die einem Bettler einen aufgeplagten Rock gibt): Hier haben Sie einen Rock von meinem geschiedenen Mann.

Bettler: Na, die Trennung sieht man ihm aber auch an!

Gemüthlich. — A.: Hatte nicht der Herr Meier schon vor langer Zeit die Absicht geäußert, sich von seiner Frau scheiden zu lassen?

B.: Die Absicht besteht noch immer. Die beiden wollen nur noch vorher die silberne Hochzeit feiern!

Lehmann's Werdegang.

Von J. S.

Es gehört zweifelsohne Charakterstärke dazu, wenn jemand mit Aussicht auf einige Glaubwürdigkeit es wagt, der Name Lehmann, zähle zu den Seltenheiten. Es gehörte aber auch andererseits ein Gemüth dazu, das zur Wahrheitsliebe in nur platonischem Verhältnis steht, wenn einer hätte behaupten wollen, solcher Lehmann, von dem hier die Rede sein soll, gäbe es viele.

Lehmann hatte als zweiter Sohn eines begüterten Gutsbesizers das Recht der Welt erblickt. Wie das nun meist auf dem Lande ist: der Hof soll möglichst hübsch zusammenbleiben und nicht geteilt werden, und deshalb sollte Lehmann, den noch während die schönen Vornamen Paul und Gustav zierten, Lehrer werden. Ein Lehrer auf dem Lande ist ein halber Pfarrer und nimmt als Schriftgelehrter eine gediegene Stellung ein. Also wurde Paul Gustav Lehmann in ein Seminar gebracht, als er das nötige Alter erreicht hatte, um „Schullehrer zu lernen.“

Die Sache ging auch ganz programmäßig. Lehmann war ein helter Junge und lernte leicht und willig; als er aber größer und größer wurde, da zeigte die Sache doch etwas, und nicht geringe Schattenfalten, denn in dem künftigen Jugendbildner regte sich der Drang nach Freiheit und Ungebundenheit, was sich so durchaus nicht mit den strengen Ansichten gewichtiger Pädagogen vertragen wollte, die ihre Ansichten deutlich in jenen dünnen Festen niedergelegt haben, jenen Festen, so man Schulgesetze nennt. So kam es denn bisweilen, daß die Sittenzucht nicht eben ein Lob ausbrühte, denn im Fleiß und Betragen bedeutete nur die reine Eins ein Lob, und diese war es gerade nicht. Nur in Mäßigkeit und namentlich im Orgelspielen war Paul Gustav obenan; im Orgelspiel wurde er sogar bedingungslos bewundert.

Was nicht aber das schönste Orgelspiel, wenn der Charakter „Risse“ trügt? Und Lehmanns Charakter zeigte bedenkliche Risse. Er entblödete sich nämlich nicht, das Nachts auf leichten Sohlen aus dem Seminar zu entweichen und in Gesellschaft mit gleichgesinnten Freunden, deren Seelen auch gestopft zu werden verdienten, in einem verstellten Lokale dem so verpönten Alkohol- und Raufhängeth zu fröhnen. Es war wie im Traumen; die Sache kam heraus und Lehmann auch — ich meine aus dem Seminar, — denn seine gefreuten Herrn Lehrer hielten ihn für ein Verworfenes, die Sache wurde öffentlich bekannt, und Lehmann wurde aus dem Seminar verwiesen, und so kam es, daß er kapitulirte und nach etlichen Jahren selbst den Thron der Rompagnelei schreibe als Feldwebel bestieg und sich nun seinerseits einen Schmutz leisten konnte. Nachdem er zwölf Jahre das Kriegshandwerk ausgeübt hatte, ging er: wegen überkommener Feld- und Garnisonsdienstuntauglichkeit in Pension und bekam den Zivilversorgungsschein.

Dieses Instrument ist ein Sefam — öffne Dich — für alle alten Soldaten; und auch für Lehmann öffnete sich der Sefam der bundesstaatlichen Staatsbahn und nahm ihn auf. Lehmann wurde Portier an dem Personenbahnhof erster Klasse zu Bräunle. — Auch diese Stellung behagte dem guten Paul Gustav bedeutend besser, als damals jene in der Pädagogeneinstellung. Er hatte hier nichts zu tun, als den Reisenden, die ihn nach den Zügen fragten, Bescheid zu geben und dafür die verschiedensten Trintgelber in Empfang zu nehmen. Dies tat er auch ohne Widerstreben. Zu einigen Zeiten des Tages bewaffnete er sich auch mit einer großen Glode, ging würdigen Schrittes durch die Wartehalle, wie der Sammel im Freischütz über die Bühne, hob die Glode, machte ihm-Bim-bim und rief dazu: Abschied in der Richtung: Timbuktu, Bernspumpel — Sonnenstein, oder so ähnlich. „Zug geht in fünf Minuten.“ — Es läßt sich leicht ausdenken, daß dieser anstrengende Dienst ihm doch einige Minuten des Tages freiließ, in denen er sich seinen unerwünschten Neigungen zu Alkohol- und Tabakgenüssen ungehindert hingeben konnte. Es hätte mitunter fast den Anschein erwecken können, als hätte ihm der Dienst mehr Minuten freilassen, als unbedingt zur Erhaltung des körperlichen Gleichgewichtes nötig gewesen wäre.

Da erhielt Paul Gustav Lehmann eines Tages einen Brief von seinem

älteren Bruder, demselben, um demselben er hatte Schullehrer werden sollen, daß der Bruder demnächst seine silberne Hochzeit feiere und seinen lieben Bruder dazu freundlich einlade.

Diese Einladung abzuschlagen, wäre dem guten Paul Gustav als ein Verbrechen an der brüderlichen Liebe erschienen, zumal, da es bei dieser Gelegenheit auch Gelegenheit gab, einiges zu trinken. Er nahm also Urlaub und langte am Sonnabend vor der Feier im heimathlichen Rathhaus an. Es ist auf dem Lande meist Sitte, daß die silbernen Hochzeiten mit großem Aufwand gefeiert werden, und namentlich die Feier in der Kirche bildet den Hauptpunkt des Festes. Paul Gustav, der eine Menge alter Schulfreunde und Bekannte wieder sah, arrangierte so eine Art Silberhochzeitsfest, namentlich sein Freund, der Küster, der mit ihm auf dem Seminar gewesen war, mußte mit ihm gehen, bis der helle Morgen graute. Da nun aber der gute Küster nicht soviel Gelegenheit hatte, seinen Magen an die Freuden des Alkoholgenusses zu gewöhnen, wie der Herr Bahnhofsportier, so kam es, daß er bald in jenen weinerlichen und äußerlich betrübten Zustand geriet, in dem man den Willensschwächen unter Tränen beschwört, er möge uns doch nur die eigene Existenz verzeihen, und in dem man, selbst wenn der Mensch sich selber nicht verzeiht, dieser Zustand, den man nicht ungeschön das heulende Elend nennt, ist aber nur die Uebergangsstufe zu einem klaren, unerschütterlichen Schloße. So ging es auch dem guten Küster.

Als die Gloden am andern Morgen läuteten, da lag er friedlich schlummernd in seinem Bette und war nicht zu erwecken. Alle angewandten Mittel erwiesen sich diesem Schloße gegenüber nur als mißglückte Versuche mit untauglichen Mitteln. Aber Orgel mußte gespielt werden, auf alle Fälle. Aber woher er denn Küster nehmen? Da kam ein Schlaupop auf einen Gedanken: Paul Gustav Lehmann kann Orgel spielen, Paul Gustav Lehmann muß Orgel spielen. Und sie riefen den Mann aus den Federn und setzten ihn ins Gestühl vor die Orgel und siehe da, es ging prächtig. Es kam zwar hier und da vor, daß er sich in den Registern vergriff und daß die Chörjungen im Vergleiche zur Orgel eine fallische Melodie sangen, aber alles in allem: es klang wenigstens wie Orgelspiel, und das war die Hauptsache.

Nach dem Einleitungslied kam der Herr Pfarrer und hielt eine sehr schöne Rede. Die Rede begann mit der Geburt des jetzigen Silberbräutigams, verbreitete sich dann des weitesten über die Zeit des ersten Schulganges, warf auch einige Schloglichter auf die Freude der Eltern an dem Jungen und kam dann in allmählicher Progression zu den Zeiten der Firmung, der Militär-, der Lehr-, der Wander- u. anderer Jahre, dann kam die Rede auf die Silberbraut u. er behandelte deren Leben in ähnlicher Schlichter und inniger Weise, wie das des Silberbräutigams, nur daß hier die Militärjahre wegfielen, und endlich kam die Rede aus in die Hoffnung auf eine schöne, frohe und heitere Zukunft für der goldenen Hochzeit als freundlich winkendem Ziele. Und nun sollte nach des Herrn Pfarrers Wünsche die Orgel einsetzen und in getragenen Akkorden hinüberleiten zum Schlußgesang.

Der gute Lehmann aber hatte nur den Anfang der schönen Rede mit angehört, dann fielen ihm die Augen zu und bald umgaulten schöne Bilder seine träumende Seele.

Als der Herr Pfarrer geendet, entstand drum eine kleine Pause, die bald eine längere Pause zu nennen war, bis endlich einer den verschlafenen Paul Gustav durch einen kräftigen Rippenstoß ins selbstbewußte Sein zurückrief.

Lehmann aber, der die Faust des Erweckers spürte, und dessen Geist inzwischen ganz so anders geluhtwandel war, sprang auf, lief an die Brüstung der Empore vor und rief laut, deutlich und vernehmlich in die andächtig versammelte Gemeinde: „Abschied in der Richtung: Timbuktu, Bernspumpel — Sonnenstein, Zug geht in fünf Minuten; Bahnhof B.“

— Juristisch ausgedrückt. Frau: Dieser Brief zeigt uns Manns Ankunft an!

Mann (Richter): „Na, gib das Strafmandat her!“

— Aus einem Briefe. Lieber Bettler: Die beifolgende Gänseleber ist zwar klein, aber sie kommt vom Herzen Deiner Cousine Eva.

— Ahnungsvoll. Pferdewertheiler (zu einem geschneigten jungen Herrn): „In dem schönen Anzug wollen Sie reiten? Schade drum!“

— Böse Situation. Herr (eine besessene Familie besuchend): „Aber, mein Gott, was ist denn bei Euch passiert, daß Ihr alle so in gedrückter Stimmung daht?“

Hausherr: „Ach, lieber Freund, Du triffst es heute mit Deinem Besuch wirklich recht schlecht, unsere Köchin hat Migräne.“

Chawa.

Stizze von Kurt Küster (im Osten).

Als ich in Kowel war, ging ich durch die Gassen des Judenviertels an der Targa. Diese Gassen und Gänge, die wie ein unentwirrbares Netz durcheinanderlaufen, diese uralten, schwarzen und gedrehten Holzhäuser, die mit ihren Balkonen, Galerien und kleinen Fenstern wie Gesichter und Fragen sind, haben ein eigenes, fremdes, fast unheimliches Leben. In dunkleren Winkeln, zwischen Schmutz und Staub, schreien geheimnisvolle, unsichtbare Wesen zu Boden, die uns auslauern.

Auf der Holzterasse eines Hauses sah eine Jüdin. Als ich vorüberging, hob sie den Kopf und schlug die Augen zu mir auf. Dieser Blick traf mich wie ein Hieb. Herrgott, ich kannte diese schwarzen, glänzenden Augen, dieses blaue Haar, dieses blaue Haar und diese Augenbrauen, die wie mit dem Pinsel hingemalt waren! Und ich kannte diese Schmalen, blaffen Lippen, die mit so seltsam sinnlichem Ausdruck im ebenmäßig geformten Gesicht lagen. Ein Name stieg in meiner Erinnerung auf, ein fremder, lange vergessener Name.

Nach trat ich zu dem Mädchen hin. „Chawa?“ fragte ich. „Chawa?“ Das Mädchen sah mich an, schüttelte fremd lächelnd den Kopf, stand auf und verschwand in der Finsternis des Hauses.

Chawa....

Es war in Hamburg, am Hafen, vor sieben oder acht Jahren. Der Herbstabend dümmerte herauf. Es abwärts war der hohe Himmel ganz gefüllt von rotem, violettem und schlaggrünem Duft, und die Schornsteine und Masten der ausfahrenden Schiffe und die Hellingen der Werften am Reihersieg standen mit farbig und düstern aufgelösten Konturen vor diesem Himmel.

Mit einem Male fiel mein Blick auf ein Mädchen, fremd und merkwürdig gefleckt, das in meiner Nähe stand und gleich mir das Farbenpiel in Himmel, Luft und Wasser bewundernd zu betrachten schien. Doch als ich näher kam, sah ich, daß seine Augen ganz verschleiert waren, und daß auf dem wunderbar schönen, wie aus Eisenblech geschnittenen Gesicht ein unbeschreiblicher Ausdruck der Hilflosigkeit und der Angstlichkeit lag. Seitdem war es anzuschauen in seiner zarten, schlanken Kindlichkeit. Ueber den schwarzen Augen lagen die Brauen wie Kohlenstriche. Das schwarze Haar, das im Widerschein des glühenden Himmels einen stählernen Schimmer hatte, trauerte sich über der Stirn. Auf den Schultern lag ein leuchtend gelbes Tuch, das Kleid war schwarz mit breitem, purpurrotem Saum. In der rechten Hand hielt es ein kleines Bündel. Fremd und bunt, eine Erscheinung aus dem Unbekannten, stand das Mädchen so vor dem Lärm des Hafens von Hamburg.

„Eine junge Auswanderin,“ dachte ich, „ein Kind Galiziens, eine Polin, eine Jüdin. Sie kommt aus dem Ghetto und ahnt angstvoll unter dem Wogen von Farbe und Dunst das große Meer, an dessen Ende die neue, bunte Heimat liegt.“

Ich sprach das Mädchen an. „Es hob erschrocken den Kopf. „O Panje!“ sagte es nur, halb fragend, halb furchtlos.

„Wirst du auswandern?“ fragte ich.

Die Schultern bebten, in die Augen kam ein Ausdruck des Entsetzens, sie wurden feucht, Tränen schossen hervor.

„Nein, Panje, nein!“ stieß sie lebensschafflich heraus. Dann sah sie sich blitzschnell nach rechts und links um, trat dicht an mich heran, hob sich auf die Fußspitzen und flüsterte mir heiß ins Gesicht:

„Willst du Panje erzählen?“

Wieder spähten ihre glänzenden Augen hastig durch die graue Dämmerung. Mein Gott, was sollte ich tun? Was wollte dieses Kind aus Polen oder Galizien oder aus Rußland? Ich überlegte eine Weile, dann nahm ich das Abenteuer auf.

Wenige Minuten später sahen wir in einer Groggkneipe auf Baumwall, neben einander auf einer schwarzgepolsterten Bank vor einem feuchten Tisch. Ich hatte Punsch bestellt. An einem Tisch uns gegenüber saß ein bieder, englischer Seemann mit glattertem Gesicht und der kurzen Pfeife zwischen den blauen Lippen. An seiner Schulter lehnte ein junges Weib in knallroter Seidenbluse und sang einen Gassenhauer vor sich hin. Der alte Wirt hinter der Tombant putzte den Groggwasserleffel.

„Sage mir, wie du heißt?“ fragte ich das Mädchen.

„Chawa,“ war die rasche Antwort. Das „Ch“ kam hart und guttural.

Sie erzählte. Ich mußte aufmerksam zuhören, um ihr rasches Jiddisch-Deutsch zu verstehen. Ihre „Wie kann ich dir helfen, Chawa?“ Geschichte war nicht lang. Sie war vor wenigen Tagen mit dem Vater

und der Mutter mit einem Auswanderertrupp aus Lublin in Hamburg angekommen. Sie wollten nach Amerika und lagen bis zur Abfahrt des Dampfers in der Auswandererhalle der Hapag. Sie hatten ein elendes Leben in Rußland gehabt, geschunden und gepeht und zerdrückt von den Behörden. Amerika sollte Freiheit und Wohlstand bringen.

„Ich wollte nicht mit, Panje. Ich hab' mich geweigert, sie haben mich geschlagen. Ich habe geschrien, die Mutter hat geweint und der Vater hat geschluchzt.“

Die schwarzen Augen funkelten. „Du hast einen Liebsten in der Heimat, Chawa?“

Sie nickte lebensschafflich. „Ja, Panje! In Lublin... und ich will zu ihm zurück! Ich bin weg-gelaufen heute früh, weil morgen das große Schiff fährt nach Amerika. Er will mich heiraten ohne Aussteuer... und wenn er mich nicht nehmen will, will ich doch leben in seiner Nähe... ich will arbeiten und ihn sehen!“

Sie sagte das so namenlos stehend, daß mein Herz still und andächtig wurde vor dieser Liebe, die wie eine Naturgewalt aus den schwarzen Augen brach. Dann sagte ich:

„Das ist eine dumme Sache, Chawa. Wie willst du zurückkommen?“

„Weiß nicht. Gott wird helfen. Panje wird helfen.“ Sie nahm ihr Bündel hoch und öffnete es hastig. Ein Stückchen Rodentostoff, moosgrün mit flammend roten Streifen und ein Endlos weißes Atlasband waren darin. „Das ist das Kleid, das ich mir nähen will, wenn wir zur Hochzeit gehen, Panje.“

„Ist das alles, Chawa, was du bei dir hast?“

Sie nickte, und ihr Gesicht war hell von einem heiteren Lächeln und schön wie das Antlitz einer erblühenden Rose. Ich beneidete den Mann, dem Chawas Herz gehörte.

Während ihre schlanken Finger das Bündel wieder verschürften, sagte sie in aller Einfachheit:

„Gott kann nicht wollen, daß sie mich von ihm weg in die weite Welt schleppen... es ist ein Schimpf für Gott, daß sie es versuchen.“

Ich atmete tief.

„Ich will dir eine Fahrkarte nach Lublin kaufen, Chawa, und deinem Vater schreiben, daß du weg bist!“

Chawa beugte sich rasch auf meine Hand, um sie zu küssen. Doch ich bog meine Hände, legte sie um ihre Schläfen, zog ihr Gesicht zu mir hin und küßte sie auf den halb geöffneten Mund.

„Bald küßt dich ein anderer, Chawa!“

„Ja... noch ehe der Schnee vor seiner Tür liegt,“ entgegnete sie glücklich.

Chawa reiste in der Nacht ab. Vierter Klasse; über Berlin.

Genau so, wie ich ihr Gesicht im letzten Augenblick gesehen habe; erschien mir vor wenigen Tagen in der Gasse zu Kowel das Gesicht der Jüdin, die auf der Holzterasse des alten Hauses saß. Nur war es älter, reifer, mit Spuren von Leid. Aber als ich ihr den Namen Chawa zurief, sah sie mich fremd und ohne Erinnerung an, stand auf und ging in die Finsternis ihres Hauses.

Wo lebst du heute, Chawa, und wo ist im Chaos dieser Zeit, der, den du liebst?

Hindernisse.

Die alte Seppel-Bäuerin liegt im Sterben und verlangt noch eine Medizin, da der Doktor schon öfters bei ihr war. Der Nachbar, der Schusterknaht, erbietet sich, nach der Stadt zum Doktor und in die Apotheke zu gehen. Nachdem er dem Doktor die Krankheit vorgetragen und in der Apotheke die Medizin erhalten hatte, machte er sich wieder auf den Heimweg. Unterwegs kam er an einem Bräuhaus vorbei, und weil der Wirt den Schusterknäht kannte, rief er ihn herein. Er war auch so hingekommen, dann es war sehr heiß. Das Bier war gut, der Durst groß, und der Schusterknäht sah um 12 Uhr nachts noch beim Bräu. Inzwischen war die alte Seppel-Bäuerin schon entschlafen und die Leichenbitterin kam am Morgen ins Bräuhaus zum Begräbnis zu bitten. Der Schusterknäht kannte sie an der Stimme und fragte: „Wer ist gestorben?“

Die alte Seppel-Bäuerin,“ sagte die Leichenbitterin. „Was?“ schreit der Schusterknäht, „döti to do no nel g'storben sei, hon ja i b'Medizin no in der Tsch'n.“

Die modernen Frauen.

Sie kennen sich an allem aus, in Wissenschaft, Philosophie und sind in jedem gut zu Haus, doch nur zu Hause sind sie nie!

— Auf dem Maskenball. Erste Freundin: „Du tanzt heute gar nicht mit deinem Mann? Bist du denn nicht eifersüchtig, wenn er mit andern Frauen tanzt?“

Zweite Freundin: Sei unbeforg! Der tanzt heute überhaupt nicht! Ich habe ihn veranlaßt, als Naubritter auf den Ball zu gehen, und nun sitzt er in seinem schweren Alpenpanzer in irgend einer Ecke und — schlüft.

— Auf dem Maskenball. Erste Freundin: „Du tanzt heute gar nicht mit deinem Mann? Bist du denn nicht eifersüchtig, wenn er mit andern Frauen tanzt?“

Zweite Freundin: Sei unbeforg! Der tanzt heute überhaupt nicht! Ich habe ihn veranlaßt, als Naubritter auf den Ball zu gehen, und nun sitzt er in seinem schweren Alpenpanzer in irgend einer Ecke und — schlüft.